



VII. Generalversammlung , August 21 – 29, 2006, in Löwenberg bei Murten/Morat, Schweiz

Wer Grenzen achtet, wird mit Begegnung beschenkt Überlegungen zu einem wertschätzenden Umgang mit unseren Grenzen

Veronika Prüller-Jagenteufel

Vorbemerkung

Mir war die Aufgabe gestellt, zum Motto unserer diesjährigen Generalversammlung „Grenzenüberschreitungen wagen – Unterschiede achten“ Visionen zu entwickeln. Nun haben wir über das neue Europa und auch über Herausforderungen und Aufgaben von uns Frauen darin schon viel gemeinsam nachgedacht – auf den letzten Treffen der Nationalkoordinatorinnen und nun auf dieser Generalversammlung.

Unser Schwerpunkt lag und liegt dabei immer wieder darauf, dass wir die uns Frauen gesetzten Grenzen eben überschreiten, dass wir unsere Handlungsmöglichkeiten ausdehnen, weil wir uns dazu zum Wohl aller Menschen berufen wissen: Zu lange waren Frauen in ihren Möglichkeiten eingegrenzt und beschnitten. Daher ist und bleibt es wichtig, dass wir uns aus diesen alten Beschränkungen befreien und uns Mut machen, um Grenzen zu überschreiten: aufeinander zu und miteinander in die Räume befreieren Menschseins.

Wenn ich im Folgenden den Akzent meines Nachdenkens über die Metapher der Grenze etwas anders setze, dann tue ich das ganz sicher nicht, um diesem berechtigten und notwendigen Hauptstrom unseres gemeinsamen Prozesses zu widersprechen. Ich möchte da nicht missverstanden werden. Wenn ich aber im Folgenden für einen achtsamen und sogar positiv anerkennenden Umgang mit Grenzen plädiere, tue ich das dennoch sehr bewusst: Ich möchte uns damit auf weitere Dimensionen dieser Metapher der Grenze aufmerksam machen und dazu einladen, dass wir uns dem Thema „Grenzen“ mit einem differenzierenden Blick annähern und bereit werden, uns auch den Ambivalenzen der Grenzen zu stellen. Es geht mir dabei immer noch um unser gemeinsames Ziel: handlungsfähiger zu werden, unser Handlungsspektrum gegenüber Grenzen zu erweitern und vor allem so zu handeln, dass wir uns selber und anderen in unserem gemeinsamen Menschsein dabei gerechter werden.¹

Zwei aktuelle Blitzlichter voraus

Vor zwei Jahren war ich auf einer Wandertour im Böhmerwald bzw. bayerischen Wald, wie dieses Mittelgebirge auf der deutschen Seite genannt wird – ein ausgedehntes Waldgebiet im Grenzgebiet zwischen Deutschland, Österreich und Tschechien – Šumava, die Rauschende, heißt dieses schöne Stück Natur auf tschechisch.

Vier Jahrzehnte lang war die Landesgrenze, die den Wald durchzieht, mit Stacheldraht befestigt – dem so genannten Eisernen Vorhang, zu dem auch eine bis zu 40 km breite Sperrzone gehörte, in der fast alle Dörfer zerstört wurden, nachdem zuvor die dort ansässige deutschsprachige Bevölkerung vertrieben worden war. – Manche versteckte Spuren dieser Dörfer und ihrer Menschen sind heute noch zu entdecken.

Ich war tief gerührt, als wir auf unserem Weg von Bayern kommend mitten im Wald, auf einem nur für Radfahrerinnen und Wandernde zugänglichen Übergang die Grenze überschritten. Längst kein Draht mehr, auch kein Schlagbaum, nur eine kleine Hütte, in der aber nicht einmal ein Grenzbeamter saß; nichts, nur eine Tafel, auf deren einer Seite stand: Bundesrepublik Deutschland, und auf der anderen: Česká Republika. – Ein wunderbares Grenzerlebnis; eine berührende Grenzüberschreitung.

Wer Grenzen achtet, wird mit Begegnung beschenkt

Veronika Prüller-Jagenteufel

Szenenwechsel zu aktuellen Nachrichten aus den letzten Wochen (August 2006): Raketen und Soldaten überschreiten die Grenze zwischen Libanon und Israel – in beide Richtungen. Beide Seiten haben Grund zu glauben, dass die anderen sie nicht nur in ihre Grenzen zurückdrängen, sondern vernichten wollen. Die Existenz Israels scheint vielen seiner Nachbarn ein unüberwindliches Ärgernis zu sein; die Art, wie Israel versucht, seine Grenzen zu sichern, löst immer öfter auch bei seinen Freunden Ärgernis und Unverständnis aus. – Die mediale Aufbereitung des Konflikts lieferte täglich Bilder von schrecklichen Grenzerlebnissen und bestürzenden Grenzüberschreitungen.

Teil I: Vom Verlust der Grenzen

Von der Ambivalenz der Grenz-Metapher

Bei den meisten Menschen löst das Wort Grenze wohl zunächst die Assoziation von Staatsgrenzen aus; zugleich verwenden wir den Begriff Grenze als eine weitgreifende, vieldeutige Metapher: Es gibt eben nicht nur Grenzen zwischen Ländern, sondern auch die Grenzen zwischen Menschen, die Grenzen des Wissens, der Fähigkeiten, des guten Geschmacks etc. Nicht jede Grenzüberschreitung ist positiv konnotiert: Es gibt den grenzverletzenden Übergriff nicht nur durch Armeen, sondern auch im zwischenmenschlichen Bereich.

Menschen erfahren Grenzen auch unterschiedlich: So wollen wir, dass unsere persönlichen Grenzen geachtet werden; zugleich können wir unter den Grenzen unseres Könnens oder unserer Macht leiden. Die Begrenztheit des menschlichen Lebens gilt als eines seiner wesentlichen Signa: Alles irdische Leben begrenzt der Tod. Die Herausforderung, mit dieser Grenze zurecht zu kommen, gilt als das wesentliche Moment zur Hervorbringung menschlicher Kultur. Und wiederum ist die kulturelle Wahrnehmung des Todes als letzter Grenze verschieden: Er kann als Ärgernis und Kränkung empfunden oder als ersehnter Übergang in ein besseres Dasein positiv gedeutet oder als natürliches Ende in Gelassenheit erwartet werden – um nur die sozusagen klassischen Reaktionsweisen typologisch zu nennen.

Selbst das Bild von der Grenzgängerin, die zu verbinden vermag, die beide Seiten kennt und vermitteln kann, die für Austausch sorgt zwischen hüben und drüben, hat nicht nur einen positiven Klang: Es gibt auch die, die unter dem als psychische Krankheit diagnostizierbaren Borderline-Syndrom leidet, das sie daran hindert, ihren Platz in der Welt zu finden.

Die Lust und Neugier der Menschen, zu sehen, was hinter dem nächsten Berg oder Fluss ist, zu entdecken, was noch möglich ist – also Grenzen zu überwinden und den Bereich des Bekannten auszudehnen, ist wohl einer der bedeutendsten Faktoren, der die Menschheitsentwicklung beeinflusst hat. Zugleich macht uns heute die Ausweitung der Grenzen des technisch Machbaren auch zurecht Angst, z.B. in der immer breiteren Anwendung forcierter Gentechnik.

Die Grenze ist also eine äußerst ambivalente Metapher – in dem Motto über dieser Generalversammlung ist das Bewusstsein dessen ja auch enthalten: Zur offenbar erwünschten Grenzüberschreitung wurde die Achtung vor den Unterschieden gestellt. Unsere Vision ist also wohl nicht die totale Grenzenlosigkeit: Wir rechnen mit bleibenden Differenzen und also wohl auch mit bleibenden Grenzen, die respektiert werden wollen.

Ich möchte das besonders betonen. Mir erscheint es wichtig, dass nicht nur Unterschiede, sondern bereits Grenzen selbst zu achten sind. Nur aus zuvorkommender Achtung und mit der dementsprechenden Aufmerksamkeit kann erkannt werden, welche Grenzen wo zu überwinden wir überhaupt berechtigt sind. Und gerade im Bewusstsein der aufrechten und geachteten Grenzen kann dann Begegnung stattfinden. Auch meine Vision ist nicht die Grenzenlosigkeit, sondern ein achtsamer, verständnisvoller, anerkennender und gelassener Umgang mit Grenzen.

Wer Grenzen achtet, wird mit Begegnung beschenkt

Veronika Prüller-Jagenteufel

Mir ist das auch deshalb wichtig, weil ich meine, dass wir nicht nur in der Zeit der erfreulichen Überwindung von Grenzen leben, sondern auch in einer Zeit der vielfachen verletzenden Missachtung von Grenzen.

Der Preis der Grenzenlosigkeit

Ein Freund sagte vor kurzem, er empfinde die Art, wie manche Menschen (Frauen wie Männer), sich an heißen Tagen kleiden, als grenzüberschreitend: So viel nacktes Fleisch wildfremder Menschen wolle er eigentlich nicht sehen müssen. Weibliches, mehr oder weniger nacktes Fleisch leuchtet ja auch von jedem dritten Werbeplakat. Was die einen hier als negativ grenzüberschreitend empfinden, ist anderen recht und angenehm oder auch werbetechnisch nützlich. Der Umgang mit Erotik bzw. allgemein mit dem menschlichen Körper kennt heute offenbar nur mehr wenige Grenzen.

Wer wo wie viel vom eigenen Körper zeigt, ist dabei nur einer der vielen Bereiche, in denen vormals übliche Grenzen, die eine allgemein beachtete Konvention gesetzt hatte, überwunden wurden. Hier wie in unzähligen anderen Bereichen sind die vom Herkommen, von der Konvention, von Brauch und Sitte gesetzten Grenzen abhanden gekommen. Kulturelle Grenzen sind nicht mehr einfach gegeben, sondern müssen selbst entschieden bzw. mit anderen ausgehandelt werden. Was will ich anziehen und was nicht? Wie viel Eigenständigkeit ist in unserer Partnerschaft drinnen und wo ist die Grenze? Wie viel Raum lassen wir unseren Kindern und wo setzen wir ihnen Grenzen? Nachdem die kulturell vorgegebenen Grenzen des zwischenmenschlichen Verhaltens an vielen Stellen überwunden, abgeschafft oder wenigstens durchlöchert wurden, können wir nicht nur, sondern müssen wir auch selbst sehen, wo wir Grenzen haben wollen, und müssen eigene individuelle Formen entwickeln, diesen Grenzen Achtung zu verschaffen. Der dadurch erhöhte Bedarf an eigener Entscheidung bzw. an Kommunikation mit anderen verweist auf einen Zugewinn an Freiheit, er kann aber zuweilen auch als Belastung wahrgenommen werden. Individualität ist auch eine Zumutung. Wir können und müssen unser individuelles Leben gestalten und unsere Identität bilden – Anleihen und Stützen dafür von gesellschaftlich-kulturell vorgegebenen Identitäten zu beziehen, funktioniert kaum mehr.

Um Identität zu entwickeln, müssen wir Grenzen erkennen und setzen. Die Grenze zwischen Ich und Du zu erkennen und anzuerkennen ist einer der entscheidenden Schritte in der Entwicklung eines Babys. Ohne Ich-Grenzen gibt es keine Identität, keine eigene Persönlichkeit. Ich möchte dazu hier einen Begriff nennen, mit dem in der Vergangenheit viel Schindluder getrieben wurde: Scham. Scham ist eine wichtige Emotion, denn sie ist eine unserer Reaktionsweisen auf Grenzüberschreitungen. Wenn wir uns schämen, wurde fast immer eine Grenze überschritten: entweder von uns selbst (und dann kann auch die Scham zu überwinden sein, wenn die Grenzüberschreitung wichtig und richtig war – die Ambivalenz bleibt auch hier) oder aber es wurde eine Grenze von jemand anderem uns gegenüber überschritten: Dass viele Frauen, die sexuelle Übergriffe erleben müssen, sich schämen, hat auch damit zu tun, dass das Schamgefühl einer unserer persönlichen Grenzwächter ist. Wir verwenden die Vokabel "schamlos" (zumindest im Deutschen) für ein Verhalten, das Grenzen missachtet.

Totale Grenzenlosigkeit gibt es wohl nur um den Preis der Schamlosigkeit und um den Preis des Verlusts von Identität.

In einer Zeit der Grenzverletzungen

Von unserer Zeit wird oft gesagt, sie sei eine Zeit der Auflösung der Werte. Wir leben in einer Zeit, in der die Überwindung alter Wertvorstellungen viel Freiheit, viele neue Möglichkeiten der Lebensgestaltung gebracht hat, was von den meisten freudig begrüßt und von einigen misstrauisch beäugt, von wieder anderen

Wer Grenzen achtet, wird mit Begegnung beschenkt

Veronika Prüller-Jagenteufel

heftig bekämpft wurde und wird. Aus der Sicht der Frauenbewegung ist hier viel Positives geschehen, aber noch längst nicht alles Wichtige und Notwendige erreicht worden.

Zugleich meine ich, dass tatsächlich immer deutlicher auch Kehrseiten dieser Entwicklung sichtbar werden – und es wird sicher eine der Zukunftsaufgaben sein, die positiven Aspekte von den negativen möglichst zu lösen. Eine Kehrseite (und ich benenne hier nur diese eine, die mir derzeit am deutlichsten spürbar erscheint) ist für mich der immer schranken- und also grenzenlosere Zugriff der neoliberalen Form des Wirtschaftens auf alle Bereiche des Lebens. Die moderne Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Bereiche, die je ihrer Eigenlogik folgend in ihrem Zusammenwirken die Gesellschaft bilden und sie zum Wohle aller funktionieren lassen, weicht derzeit immer mehr der alles übergreifenden Macht und Logik des Marktes zum Wohle des Gewinns. Nach der Verabschiedung der großen Erzählungen des Humanismus schwang sich die neoliberale Ökonomie bzw. Vermarktung zu der Macht auf, die Leben und Denken ausrichtet und vor keinen Grenzen halt macht: Derzeit wird alles vermarktet – von der Gesundheit über die Bildung bis zum menschlichen Genom. Immer deutlicher wird, dass es dringend mehr Gemeinschaften braucht – und Christinnen und Christen sollten hier unter den ersten sein – die in ihren Reihen der Markt- und Geldlogik Grenzen setzen, die Menschen nicht nach ihrer ökonomischen Leistungsfähigkeit beurteilen und Beziehungen nicht nach ihrem Marktwert, die andere Werte kennen und achten als den des Geldes.

Wir müssen also auch von den Grenzen sprechen, deren Aufrechterhaltung nötig ist, um menschlich gut miteinander leben zu können.

Teil II: Vom Wert der Grenze

Grenzen schaffen Raum

In der hebräischen Bibel gibt es ein Wort, das in den Übersetzungen je nach Kontext mit "Grenze" oder mit "Gebiet" wiedergegeben wird. Mir scheint darin die Weisheit aufbewahrt zu sein, dass Grenzen Raum eröffnen können. Der Psalm 104 preist Gott unter anderem dafür, dass er eine Grenze gesetzt hat, nämlich dem Urwasser, die es nicht mehr überschreiten und also das Land nicht mehr überschwemmen wird (Ps 104,9). So schafft Gott erst den Lebensraum der Menschen. Der Text besingt das Schöpfungswerk Gottes, der Raum geschaffen hat für menschliches Leben, indem er den Mächten des Chaos Grenzen setzt.

Ähnlich setzen ethische Regeln und Normen Grenzen, in gewisser Weise ebenfalls um chaotische Mächte, die das gute und gedeihliche Zusammenleben bedrohen, hintan zu halten. Auch in der Ethik wurde eine rigide Normenethik, die für fast alles genaue Grenzen angab, in den letzten Jahren überwunden und von einer Haltungs- oder Tugendethik abgelöst. Wie bei den gesellschaftlichen Konventionen ist das gut so – und zugleich entdeckt derzeit auch die Ethik wieder den Wert angegebener Grenzen: z.B. wenn das Recht auf körperliche Unversehrtheit als Grenze kultureller Zugriffe auf die Körper von Frauen benannt wird, oder wenn es darum geht, die Grenzen des medizinischen Zugriffs auf Menschen auszumachen, oder wenn generell die Achtung der Menschenwürde als Grenze für staatliche und gesellschaftliche Zugriffe auf Menschen geltend gemacht werden.

Aber auch allgemeiner ermöglicht uns die Grenzen setzende Funktion ethischer Regeln, uns im Zusammenleben zu orientieren, denn sie sagt uns, salopp formuliert, „was geht und was nicht geht“. Anerkannte ethische Regeln haben dieselbe entlastende Funktion wie kulturelle Übereinkünfte: Es muss nicht jedes Mal neu ausgehandelt werden, wie wir miteinander umgehen wollen.

Grenze und Gebiet, sagt das hebräische Wort, sind im Grunde dasselbe Phänomen, und vielleicht nicht nur im Sinne der Eingrenzung des Zerstörerischen durch Gottes Schöpfungshandeln und menschliches ethisches Tun. Es gilt wohl auch, dass erst durch die Grenzen, hinter denen Anderes und die anderen sind,

Wer Grenzen achtet, wird mit Begegnung beschenkt

Veronika Prüller-Jagenteufel

hinter denen die Fremde beginnt, es das Eigene gibt und es uns gibt – ein Wir. Wie bei der Identität der Einzelnen ist es auch bei der Identität von Gruppen und Gemeinschaften: Sie entsteht auch dadurch, dass zwischen „uns“ und „den anderen“ unterschieden werden kann, dass es dazwischen eine Grenze gibt, eine Grenze, die Raum schafft für „uns“, für Eigenes im Unterschied zum Fremden, eine Grenze, die Identifikation ermöglicht: Weil mein Heimatland Grenzen hat, kann ich sagen: Ich bin Österreicherin; weil es zwischen dem Christentum und anderen Religionen Unterschiede gibt, Abgrenzungen auch, kann ich sagen: Ich bin Christin.ⁱⁱ

Vielleicht können wir ja auch sagen: Weil ich Grenzen habe, gibt es mich, bin ich unterscheidbar von anderen – zunächst entlang meiner Körpergrenzen. Weil ich Grenzen habe, gibt es das Feld meiner Möglichkeiten – begrenzt durch meine immer auch beschränkten Fähigkeiten und Begabungen. Begrenzt zu sein, ist eine der menschlichen Grundkonstanten, und sie hilft uns, uns nicht im Unendlichen und Grenzenlosen zu verlieren. Und selbst die ganz besonderen ekstatischen Erlebnisse, in denen Grenzen als aufgehoben erlebt werden, gibt es nur, weil die Grenze als solche bewusst ist und in der eigenen Erfahrung verankert – anders wäre das aufregende Überschreiten der Grenze bzw. ihre ekstatische Auflösung nicht denkbar und nicht erlebbar.

Menschsein wird oft als begrenzt beschrieben im Unterschied zum göttlichen Sein, das nicht den menschlichen Beschränkungen von Raum und Zeit, von begrenzter Macht und durch den Tod begrenztem Leben unterliegt. Und doch mag ich mir auch Gott nicht völlig grenzenlos oder gar Grenzen missachtend vorstellen und hat das die christliche Theologie auch nie getan. Gott hat nicht nur den zerstörerischen Chaosmächten eine Grenze gesetzt, Gott hat sich selbst an eine Grenze gebunden, die Grenze, die letztlich Menschsein erst möglich macht: Gottes Liebe zu uns Menschen. Sie bildet die Grenze, an der Gott sozusagen „nicht mehr anders kann“: Gott kann nicht hassen. Gottes Liebe setzt, wenn ich das in analoger Redeweise einmal so ausdrücken darf, sogar Ihrer/Seiner Allmacht Grenzen. Gott kann traurig sein über uns, enttäuscht und tief verletzt, aber Sie/Er wird uns nicht hassen, Sie/Er bleibt bei der Liebe – und vielleicht ist diese Liebe der einzige unbegrenzte Raum, denn niemand kann aus dieser Liebe hinausfallen: Zu dieser Liebe gibt es kein Diesseits und Jenseits.

Menschen haben die Begrenztheit irdischen Daseins oft als Kränkung empfunden und eine Anerkennung der Grenzen des menschlich Machbaren verweigert – und sie tun das, so scheint es manchmal, mit wachsendem „Erfolg“ auch heute. Die Unbegrenztheit der Liebe Gottes erschien und erscheint dabei manchen als bedrohliche, freiheitsberaubende Vorstellung – eine Macht, der sie nicht entrinnen können. Die Anerkennung unserer menschlichen Grenzen und die Erfahrung göttlicher Liebe als eröffnender, ermöglichender Lebens-Raum gelingt wohl nur denen, die es zumindest ansatzweise wagen, Gott zu vertrauen. Dieses Vertrauen halte ich für das wesentliche Kriterium, ob jemand Grenzen als Behinderung oder als Ermöglichung von Leben deuten kann.

Grenzen sind ein Raum

In einer Diskussion, was feministische Spiritualität von anderen Formen geistlichen Lebens unterscheiden würde, hat eine meiner Freundinnen einmal dafür plädiert, nicht nach den Grenzen zu fragen, sondern nach dem Kern, dem Zentrum. Sie meinte damit, wir sollten uns nicht durch Abgrenzung nach außen definieren, sondern sozusagen von innen heraus, indem wir benennen, was uns zentral wichtig ist. Dann könnten alle ihre Nähe und Distanz zu diesem Zentrum bestimmen und es wäre nicht mehr nötig, eine eindeutige Grenze anzugeben, ab der eine dazugehört oder nicht. Ein faszinierender Zugang – auch wenn wir zugleich merkten, dass es doch eine Weite der Distanz gibt, die Gemeinsamkeit verunmöglicht.

Wer Grenzen achtet, wird mit Begegnung beschenkt

Veronika Prüller-Jagenteufel

Wenn wir aber in solcher Weise nicht die Grenzen fokussieren, sondern die Zentren, die eine Peripherie haben, die in ein Grenzgebiet ausläuft, das sich dann wieder zur Peripherie eines anderen Zentrums weitet, haben wir ein Bild vor Augen, das einer uralten Umgangsweise mit Landesgrenzen entspricht. Bevor Menschen begannen, in klar umgrenzten oder gar nationalstaatlichen Territorien zu leben, gab es Machtzentren und deren Umgebung und dann das Grenzgebiet jenseits dessen sich ein anderes Machtzentrum befand. Oft war die Bevölkerung des Grenzgebietes gemischt und bildete zumeist einen eigenen Menschenschlag, der sowohl von denen in dem einen Kerngebiet als auch von denen im anderen unterscheidbar war. Im Grenzgebiet selbst mischten sich Sprachen, Trachten, Gewohnheiten, Bräuche von beiden Seiten und bildeten zuweilen durchaus eigene Formen heraus. Im Grenzgebiet lässt sich oft nicht klar sagen, wer wohin gehört und welche Verhaltensweise welcher Zentralkultur entspricht, weil es eben Mischungen sind. Vor den ethnischen Säuberungen des 20. Jahrhunderts kannte auch das bereits in Nationalstaaten organisierte Europa noch viele solche Grenzgebiete, die keinem Zentrum klar zuzuordnen waren. Ihre Zerstörung macht Europa nicht nur an kulturellen Formen ärmer, sondern auch ärmer an Wissen um das Wesen von Grenzen – auch im übertragenen Sinne der Metapher.

Grenzen schaffen nämlich nicht nur Raum, in gewisser Weise bilden sie selbst einen Raum, zumindest in vielen Fällen. Im ethischen Bereich sprechen wir dann gerne von der Grauzone, die zwischen dem eindeutigen Ja und dem eindeutigen Nein liegt, von einem Bereich, in dem nicht so klar zu benennen ist, was gut und was böse, was richtig oder falsch ist. In den meisten Fragen des menschlichen Zusammenlebens gibt es eine solche Grauzone, ein solches Grenzgebiet zwischen klar zu Begrüßendem und klar Abzulehnendem.

Wenn sich eine in solchen Grenzgebieten zurecht finden will, sollte sie wissen, wo die Zentren liegen und was diese prägt, sie sollte möglichst beide Sprachen sprechen und flexibel mit der kulturellen Mischung mitgehen können. Dann wird sie die Menschen im Grenzland besser verstehen und von ihrer Erfahrung lernen und so den Grenzübergang gut zuwege bringen können. Wer im Grenzgebiet mit der Eindeutigkeit des Zentrums auftritt, macht sich nicht nur unbeliebt, sondern wird möglicherweise auch die Zeichen falsch deuten und sich verirren.

Ethisch gewendet heißt das, dass wir uns nur dann in den Grauzonen verantwortlich bewegen können, wenn wir um Klarheiten hüben und drüben wissen und zugleich uns bewusst sind, dass sie hier nur bedingt, abgewandelt, in neuen Kombinationen, in sozusagen eigenem Dialekt angewendet werden können – ohne dem Zentrum damit seine notwendige Klarheit zu nehmen. Grenzgebiete sind keine Zentren, ihre Identität ist die Grenze, sie sind ein Raum sui generis.

Nicht umsonst bin ich mit meinem Freundinnen damals in einer Diskussion über Spiritualität auf dieses Verständnis von Grenze und diesen Umgang damit gestoßen. Viele von uns Menschen des 21. Jahrhunderts und erst recht viele Frauen sind in Sachen Spiritualität zu Grenzgängerinnen geworden. Viele von uns haben neben der Sprache ihrer angestammten Konfession die anderer Konfessionen und Religionen und vor allem die einer religionslosen Moderne gelernt und viele dann auch die einer frauengerechten Revision ihrer Religionen. Dabei entstand u.a. das Gebiet der feministisch christlichen Spiritualität. Und für nicht wenige wurde dieses Grenzgebiet ihr eigentlicher Ort, ihr neues Zentrum; mit nur mehr losen Beziehungen zu bisherigen Bezugsgrößen. Entsteht hier ein neues Land, mit eigener Peripherie und dazugehörigem Grenzgebiet? Ich denke, ja – die religiöse Landkarte Europas ist kräftig in Bewegung geraten, und ich denke, es wird noch eine ganze Weile dauern, bis wir wieder wissen können, wo ein Zentrum liegt und was Grenzgebiet ist. Vielleicht leben wir in Bezug auf das Religiöse in einer Art Völkerwanderungszeit, in der vieles in Bewegung und eine neue Ordnung noch nicht absehbar ist. Vor 1600 Jahren waren es Benedikt von Nursia und der von ihm geprägte Orden, die im westlichen Teil Europas eine Erneuerung der Kirche nach den Wirren der Völkerwanderung einleiteten. Vielleicht werden es ja auch diesmal Gemeinschaften sein, die sich in all der Bewegtheit der Zeit zu einem Leben entschließen, das aus der Anerkennung der Grenzen des

Wer Grenzen achtet, wird mit Begegnung beschenkt

Veronika Prüller-Jagenteufel

Menschseins eine Tugend macht – nach dem Vorbild Gottes selbst, die in der Inkarnation dieses begrenzte Menschsein angenommen und in Liebe vollendet hat.

Grenzen verlangen Aufmerksamkeit und Anerkennung

In einer ersten Zusammenfassung der bisherigen Überlegungen möchte ich sagen: Wir haben und brauchen Grenzen, wir können sie nicht nur als Behinderungen, sondern auch als Ermöglicungen von Leben sehen. Grenzen können eine klar benennbare Trennlinie sein, aber auch in sich ein Lebensort, ein Grenzgebiet, das wir bewohnen oder auch gelegentlich durchstreifen können. Grenzen jedenfalls bedingen das Zentrum, beide gibt es nur in Beziehung zueinander. In ihrem Wechselspiel bewegt sich unser Leben.

Wie können wir nun mit diesen Grenzen umgehen? Was meine ich mit meiner Forderung, Grenzen seien zu achten? Zunächst: Ein achtsamer Umgang mit Grenzen bedeutet nicht, dass wir an ihnen jeweils umzukehren hätten. Nicht die Unübertretbarkeit jeglicher Grenze ist mir ein Anliegen, sondern ein achtsames Hinschauen auf die Grenze – in dieser Haltung können wir dann vielleicht besser die Frage beantworten, ob und wann und wie eine Grenze überschritten werden darf oder auch soll.

Grenzen verlangen also zuerst einmal Aufmerksamkeit von uns. Im zwischenmenschlichen Bereich ist das am deutlichsten: Wir reagieren empfindlich, wenn jemand unsere Grenzen verletzt, uns zu nahe kommt – körperlich, aber auch im übertragenen Sinn. Wir erwarten von den anderen, dass sie unsere Grenzen achten, dass sie aufmerksam sind, ob wir eine Berührung wollen oder nicht, ob dieses Wort zu weit geht, ob Nähe und Distanz stimmen. Wir schätzen es nicht, wenn jemand „mit der Tür ins Haus fällt“ – eine sprechende Redewendung der deutschen Sprache dafür, wenn jemand sehr direkt sagt, was er/sie möchte: Hier wird die Türschwelle als Grenzort, der erst einmal ein Innehalten verlangt, nicht geachtet.

Weil zwischen uns Menschen Grenzen sind, weil jede ihren Raum hat und braucht, sind wir darauf angewiesen, dass wir auf diese Grenzen aufmerksam sind und lernen zu erkennen, wo der Mensch, dem wir gerade gegenüberstehen, seine/ihre Grenzen hat. Und wie bei einer Tür können wir anklopfen und müssen darauf warten, ob eine Einladung zur Grenzüberschreitung oder eine Ablehnung folgt. Grenzen erfordern also Aufmerksamkeit.

Meine Erfahrung ist zudem, dass das Bewusstsein einer Grenze bereits die Aufmerksamkeit fördert. Wenn ich auf einer Reise Österreich verlasse, ist es oft so, dass ich auf der anderen Seite der Grenze sozusagen ganz automatisch aufmerksamer bin, genauer schaue, wie hier das Leben funktioniert, wie die Menschen und die Häuser aussehen, wie man sich benimmt, welche Kleidung getragen wird etc. etc. Vieles ist ja im Zuge der Globalisierung an vielen Orten gleich oder ähnlich geworden, dennoch sind die Unterscheide da und es macht mir Freude, sie zu entdecken. Ich bin neugierig auf das Fremde, auf die Unterschiede. Sie bereichern das Bild, das ich vom Leben habe; sie zeigen mir, dass es so unendlich viele Möglichkeiten gibt, Leben zu gestalten – in gewisser Weise erweitert jeder Grenzübertritt damit meine eigenen Grenzen.

Was es in beiden Beispielen – dem der Aufmerksamkeit auf die Grenzwahrungen zwischen uns Menschen und dem des aufmerksamen Schauen und Entdecken jenseits von Ländergrenzen – braucht, ist ein Bewusstsein dafür, dass es die jeweilige Grenze gibt. Grenzen brauchen Anerkennung.

Und das ist wiederum nicht nur für Staaten wichtig, sondern für uns Menschen in verschiedenen Bereichen unseres Lebens und Zusammenlebens. Hier kommt der zweite Teil des Mottos unserer Generalversammlung zum Tragen: Unterschiede achten – und das heißt wohl auch, sie als solche überhaupt wahrzunehmen. So halte ich wenig davon, wenn wir zu schnell behaupten, wir wären alle gleich oder unsere Kulturen, Konfessionen, Religionen wären im Grunde doch alle gleich. Die unverzichtbare Rede und unumstößliche Überzeugung von der grundlegenden Gleichheit aller Menschen ist mir zu wichtig, um so

Wer Grenzen achtet, wird mit Begegnung beschenkt

Veronika Prüller-Jagenteufel

nivelliert zu werden. Immer noch wird ja gelegentlich die Forderung der Anwendung der gleichen Menschenrechte und die Achtung der gleichen Menschenwürde aller damit bekämpft, dass behauptet wird, hier werde nicht ernst genommen, dass es doch Unterschiede gäbe, z.B. zwischen Männern und Frauen. Immer noch wird dabei nicht verstanden, was feministische Theorie mittlerweile als Binsenweisheit lehrt: dass jeder Vergleich ein tertium comparationis braucht, also Gleichheit zwischen zweien nur in Bezug auf etwas Drittes feststellbar ist. Andernfalls handelt es sich nicht um Gleichheit, sondern um Selbigkeit. So macht die politische Forderung nach Gleichheit im Grunde nur dann Sinn, wenn dabei Verschiedene in bestimmter Hinsicht, eben im Blick auf etwas Drittes, als gleich postuliert werden: Frauen und Männer oder Menschen verschiedener Hautfarbe bleiben unterscheidbar – sie sind aber gleich in Bezug auf ihr Recht auf die Wahrung ihrer Würde oder ihr Recht auf Freiheit und Selbstbestimmung etc.ⁱⁱⁱ

Seit wir in der Frauenbewegung das erkannt haben, brauchen wir die Differenzen zwischen uns Frauen nicht mehr unter den Teppich kehren, sondern dürfen sie mit Neugier wahrnehmen als Bereicherung und als Herausforderung, weil alles Fremde das Eigene ja immer auch in Frage stellt.

Diese Anerkennung der Unterschiede impliziert dann aber auch anzuerkennen, dass es Verhaltensweisen, Überzeugungen, Glaubensformen etc. gibt, die uns voneinander scheiden, die also Grenzen zwischen uns ziehen. Diese Grenzen anzuerkennen, kann uns aufmerksamer machen aufeinander. Wir können voll Staunen entdecken, was bei der anderen anders ist, und wir können versuchen, achtsam ihre Grenzziehungen zu bemerken, und wir können gemeinsam Formen entwickeln, beieinander anzuklopfen und Einladung oder Abweisung zu signalisieren und zu verstehen. Grenzen anzuerkennen bedeutet grundlegend, nie ohne eingeholte Erlaubnis eine Grenze zu überschreiten – es sei denn in der begründeten Überzeugung, es sei eine zu Unrecht gezogene Grenze^{iv}; oder eventuell als zum Hin- und Herwechseln berechnete Grenzlandbewohnerin. Doch grundsätzlich liegt die erste und wesentlichste Anerkennung der Grenze darin, um Eintritt zu bitten. (Vielleicht hat mich deswegen der unbesetzte Grenzübergang damals im Wald so beeindruckt, weil er darauf hinwies, wie unwichtig diese vormals so befestigte Grenze geworden ist. Hier musste niemand mehr gefragt werden. Und doch war sie als Grenze bezeichnet und wollte auch nicht ganz übersehen werden.)

Meine Vision ist also nicht, dass wir Grenzen in dem Sinne überwinden, dass es sie fortan gar nicht mehr gibt. Meine Vision ist, dass wir die Grenzen zwischen uns – Menschen, Völkern, Kirchen, Religionen, Kulturen – so zu achten lernen, dass sie nicht mehr Trennlinien zwischen uns sind, sondern Verbindungen. Und ich glaube, dass sie dazu erst dann werden, wenn wir sie wahrnehmen und nicht verleugnen, wenn wir sie anerkennen und nicht mehr auslöschen wollen, wenn wir auf sie aufmerksam sind und sie (in der Regel) nicht unerlaubt übertreten.

Grenzen ermöglichen Begegnung

Grenzen sind also nicht nur Trennlinien, sie verbinden auch. Wir haben gesehen, dass die Unterscheidung zwischen Ich und Du, zwischen uns und den anderen auch wichtig und nötig ist, um Identität auszubilden, um Mensch zu sein – damit ist auch gemeint, dass beides, dass eben diese Doppelgesichtigkeit der Grenze zum Menschsein gehört, uns zu Menschen macht: Eigensein und Verbundensein – Souveränität und Angewiesenheit – Eigenständigkeit und Bezogenheit. Wir sind als Menschen immer beides und beides gleichursprünglich; keines hat den Vorrang, nicht zuerst das eine und sekundär, nachgeordnet das andere, sondern zugleich, ineinander, unlösbar verwoben. Wir sind Wesen der Freiheit in Bezogenheit bzw. der Bezogenheit in Freiheit. Und wir sind das, weil wir begrenzte Wesen sind, weil wir Grenzen haben, die uns zugleich abgrenzen, vereinzeln, als auch verbinden, in Beziehung setzen. So sind wir als Begrenzte Wesen der Begegnung.

Wer Grenzen achtet, wird mit Begegnung beschenkt

Veronika Prüller-Jagenteufel

Erst wo Nicht-ich ist, kann mir Du begegnen. Das erfordert von mir den Verzicht darauf, alles sein und alle(s) beherrschen zu wollen; ich muss meine Totalitätsansprüche aufgeben und mich in meinen Grenzen bescheiden. Dann werde ich die/den andere/n als andere/n erkennen und anerkennen können und ihr/ihm begegnen können und in ihr/ihm mehr sehen können als die bloße Widerspiegelung oder Gefährdung meiner selbst. Dabei wird das Leben jenseits der Grenze: die andere Frau, der andere Mensch, das andere Volk, die andere Konfession oder Religion oder Kultur, mir immer auch fremd bleiben. Ich kann und darf diese Grenze nicht auslöschen, es sei denn ich wollte erobern und die bzw. das andere zum Teil meiner selbst machen, mir einverleiben. Dort wo ich die Grenzen wahren will – und das ist uns aufgeben, überall wo es um andere Menschen geht –, muss ich mit bleibender Fremdheit rechnen. Wo die Grundlage unserer Begegnung Liebe und nicht Feindschaft sein soll, muss die Liebe auch dieses bleibend Fremde umfassen, ohne es besitzen oder zähmen, anpassen oder abschneiden zu wollen. Tiefe Begegnung geschieht wohl nur dort, wo wir einander zugleich in unserem jeweiligen Eigensein stärken und unsere Beziehung tragender wird.

Theologisch gedacht liegt dem zugrunde, dass wir alle in erster Linie gottbezogene Wesen sind und damit bleibt bei aller Bezogenheit aufeinander die/der andere mir immer auch entzogen. Hier liegt die entscheidende Grenze für jeden Versuch des Zugriffs von Menschen auf Menschen. Wir sind füreinander und auch für uns selbst nie ganz einholbar, wir bleiben uns selbst und füreinander immer auch ein Geheimnis, das sich dem Eindringling entzieht, das die einlässt, die achtsam anklopft, und das sich nie ganz entschlüsselt. In diesem Sinne sind wir Menschen transzendente, grenzüberwindende Wesen: bezogen auf das Unendliche, auf das Jenseits aller Grenzen, auf Gott; beheimatet in dem einzigen Unbegrenzten: in der Liebe Gottes.

Die Freiheit des Begrenztseins

So ist es unsere Begrenztheit als Menschen, die uns ausrichtet auf das Unbegrenzte. Und zugleich sind wir herausgefordert, unsere Grenzen anzunehmen und sie nicht wegzureden, nicht zuzudecken, auch dort nicht, wo sie schmerzlich in unsere Erfahrung treten, wo wir z.B. voll Trauer an die Grenzen des Machbaren stoßen, voll Unverständnis an der Grenze des Todes einer anderen stehen, voll Angst auf die Begrenzung der eigenen Lebenskraft und auf die eigene Todesgrenze schauen. Wo wir unsere Grenzen – die eigenen und die zwischen uns – annehmen, erkennen wir die Fragmentarität unseres Lebens, das sich hier nie vollenden wird, das immer abgebrochene Teile hat, zu dem immer Stückwerk gehört, Misslungenes auch, Verworfenes, offen Gebliebenes. Aber diese Begrenzung ist eben auch ein Raum der Begegnung, die Grenze eröffnet Lebensraum, das Fragment unseres Lebens öffnet uns über uns hinaus auf andere, auf die Welt, auf Gott. Zum Fragment und zu den Grenzen zu stehen, sie zu bejahen, bedeutet auch, dass wir uns allen Versuchen, uns zu verzwecken, uns zu erobern, uns einzuordnen in den Markt oder eine andere Ideologie, uns falschen Göttern dienstbar zu machen, verweigern. Wir verweigern uns jeder Totalität, weil wir begrenzte Fragmente sind und bleiben, weil wir offen sind und bleiben auf Gott und aufeinander, weil es „mehr als alles“ gibt.

Der evangelische praktische Theologe Henning Luther beschreibt aus diesem Grund Seelsorge als ein Handeln auf der Grenze, das die Grenze nicht verwischt, sondern offen hält, und damit Menschen in die Freiheit und in die Begegnung miteinander und mit Gott begleiten möchte. In diesem Sinne Seelsorgerinnen füreinander zu sein in diesem Europa, in dem Grenzen neue Bedeutungen gewinnen, das ist meine Vision für uns christliche Frauen heute.

Grenzen schaffen Freiheit und Bezogenheit; Grenzen machen uns menschlich; Grenzen ermöglichen unsere Orientierung auf die unbegrenzte Liebe Gottes. In diesen Grenzen und zugleich in diesem Unbegrenzten zu leben und es in Fülle zu tun, das wünsche ich uns allen. Danke.

Wer Grenzen achtet, wird mit Begegnung beschenkt

Veronika Prüller-Jagenteufel

Publikationen von Veronika Prüller-Jagenteufel:

Veronika Prüller-Jagenteufel, Werkzeug und Komplizin Gottes. Hildegard Holzer und die Seelsorgehelferinnen in Österreich 1939-1968, Münster (Lit-Verlag) 2002.

Maria Elisabeth Aigner/ Anna Findl-Ludescher/ Veronika Prüller-Jagenteufel, Grundbegriffe der Pastoraltheologie, 99 Wort Theologie konkret, München (Don Bosco Verlag) 2005.

Frauen, in: Handbuch Praktische Theologie Band 2 Durchführungen, hg. v. Herbert Haslinger, Mainz 2000, 111-125.

Veronika Prüller-Jagenteufel, In doppelter Differenz: Seelsorge als Frauenberuf. Von den Seelsorgehelferinnen zur heutigen Situation von Frauen in pastoralen Berufen, in: Pemsel-Maier, Sabine (Hg.), Zwischen Alltag und Ausnahme: Seelsorgerinnen. Geschichte, Theologie und gegenwärtige Praxis, Ostfildern 2001, 139-164.

Veronika Prüller-Jagenteufel, Frauen machen Kirche!...? Zwischen (Amts-)Behinderung und Neuentwurf [Seminareinheit 2 des Kapitels Kirche], in: Irene Leicht/Claudia Raket/Stefanie Rieger-Goertz (Hg.), Arbeitsbuch Feministische Theologie, Gütersloh 2003, 305-308.

Veronika Prüller-Jagenteufel, Alte und junge Frau Kirche, in: Hadwig Ana Maria Müller (Hg.), Neues erahnen. Lateinamerikanische und europäische Kirche im Gespräch, Ostfildern 2004, 148-155.

Veronika Prüller-Jagenteufel, "Tröstet mein Volk!" Relevanz und Präsenz als zentrale Kategorien für Theologie und Pastoral, in: Anna Findl-Ludescher/ Johannes Panhofer/ Veronika Prüller-Jagenteufel (Hg.), Die Welt in der Nussschale. Impulse aus den Ortskirchen im Horizont der Weltkirche, Festschrift für Franz Weber, Würzburg (echter Verlag) 2005, 151-167.

ⁱ Danken möchte ich zuvor zwei Frauen, deren Wissen mich zu Teilen dieser Rede inspiriert hat: meiner Freundin Ilse Müllner, Professorin für Biblische Theologie, Altes Testament, in Kassel (vgl. z.B. Ilse Müllner, Das hörende Herz. Weisheit in der hebräischen Bibel, Stuttgart 2006); und der Theologin Gunda Werner aus Berlin, der ich ein besseres Verständnis des Denkens des evangelischen praktischen Theologen Henning Luthers verdanke, der in den 1970er- und 1980er-Jahren für eine Seelsorge auf der Grenze und eine Theologie des Fragments plädiert hat (vgl. Gunda Werner, Die Grenze als Ort von Seelsorge. Impulse aus der Theologie Henning Luthers, in: *Diakonia* 37 (2006) 290-295).

ⁱⁱ Zugleich zeigt sich hier ganz deutlich die Ambivalenz: Jedes „Wir“ macht Unterschiede innerhalb der Gruppe weniger sichtbar; jedes „Wir“ ist immer auch Ausschluss von anderen. Daher bleibt wichtig: Aus dem „Wir“ der Menschheit kann niemand ausgeschlossen werden!

ⁱⁱⁱ Vgl. Ute Gerhard, Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht, München 1990, 13-18. Vgl. auch Sieglinde Rosenberger, Geschlechter – Gleichheiten – Differenzen. Eine Denk- und Politikbeziehung, Wien 1996.

^{iv} Wie gesagt: ich meine mit meinen Ausführungen nicht, alle Grenzen seien immer zu respektieren. Es gibt auch die Grenzen, die wir mutig missachten und überschreiten sollen, ohne zu fragen – wie z.B. das Mädchen, das laut herausschreit, dass der König keine Kleider anhat. (Ich danke der Teilnehmerin der Generalversammlung, die mir dieses Beispiel geschenkt hat!)

^v Dorothee Sölle, Es muss doch mehr als alles geben. Nachdenken über Gott, Hamburg 1992.